

B KULTURWISSENSCHAFTEN

BD LITERATUR UND LITERATURWISSENSCHAFT

BDBA Deutsche Literatur

Personale Informationsmittel

Gerty von HOFMANNSTHAL, Hugo von HOFMANNSTHAL

Briefwechsel

1896 - 1929

EDITION

26-3 *"Bin ich eigentlich jemand, den man heiraten kann?"* : Briefwechsel / Gerty von Hofmannsthal, Hugo von Hofmannsthal. Hrsg. von Nicoletta Giacon. Mit einem Nachw. von Ursula Renner. - Frankfurt am Main : S. Fischer, 2024. - 1835 S. : Ill. ; 22 cm. - ISBN 978-3-10-397455-3 : EUR 50.00
[#9725]

Hugo von Hofmannsthal und seine Ehefrau Gertrud („Gerty“) Schlesinger waren passionierte Briefschreiber. Nahezu täglich standen sie miteinander im epistolaren Austausch, dem beide eine hohe Bedeutung beimaßen. Während Hofmannsthal seine Gattin wissen läßt: „[D]eine Brieverln [...] unterhalten mich so, ich tu sie immer mehrmals lesen“ (S. 424), schreibt Gerty: „Deine Brieverln [...] geben mir Dein ganzes Wesen und geben mir so viel Halt“ (S. 371). Diese eheliche Korrespondenz, von der sich 973 Dokumente in Form von Briefen, Post- und Ansichtskarten sowie Telegrammen erhalten haben, bilden den Gegenstand der vorliegenden Edition,¹ die Nicoletta Giacon herausgegeben und Ursula Renner mit einem Nachwort versehen hat. Die Briefausgabe ist in einen Text- und einen Kommentarteil gegliedert. Im Textteil werden die Brieftexte beider Ehepartner, die sie einander zwischen 1896 und 1929 geschrieben haben, in chronologischer Folge dargeboten. Überlieferungsbedingt enthält dieser Teil 863 Dokumente von Hugo von Hofmannsthal, aber nur 110 Zeugnisse von Gerty von Hofmannsthal. Wie Giacon in ihrer knappen *Editorische[n] Notiz* ausführt, muß es auch von Gerty „eine vergleichbare Anzahl“ (S. 913) an Brieftexten gegeben haben. Der Kommentarteil enthält neben dem *Nachwort* von Renner und der *Editorische[n] Notiz* einen umfangreichen Einzelstellen-Kommentar (S. 915 - 1739), ein Verzeichnis der *Abkürzungen und Siglen*, ein *Literaturverzeichnis*

¹ Inhaltsverzeichnis <https://d-nb.info/1326452398/04>

und ein *Abbildungsverzeichnis*, den *Dank* sowie ein *Personen- und Werkregister*. (S. 1767 - 1835).

Daß Hofmannsthal und seine Gattin einander überhaupt so viele Briefe geschrieben haben, liegt darin begründet, daß es sich bei ihrer Beziehung um eine „Ehe der vielen Abwesenheiten“ (S. 872) gehandelt hat, wie Renner im Nachwort schreibt. Gerty von Hofmannsthal toleriert das häufige Fernbleiben ihres Gatten, der darin ein existentielle Notwendigkeit sieht: „Aber du verstehst es ja auch so gut, dass ich die Einsamkeit wieder und wieder brauche – freilich nicht zum reinen Genuß, sondern als Heilmittel“ (S. 267). Die häufige Entfernung der Ehepartner ist die Bedingung einer höchst produktiven Korrespondenz, die „Einblick[e] in eine fremde Privatsphäre“ (S. 870) gewährt.

Die Briefe erweisen sich zunächst als Zeugnisse einer privaten und vor allem in den Anfangsjahren dezidiert intimen Kommunikation, in dem das beiderseitige erotische Begehren deutlich zum Ausdruck kommt. Bisweilen ist Hofmannsthal sogar „furchtbar deprimiert, nur aus Sehnsucht nach“ (S. 127) seiner Partnerin. Diesen gesteigerten Affekt thematisiert er des öfteren: „Manchmal packt mich die Sehnsucht nach dir lang, fast zu stark, dass ich ja gar nichts denken kann, es ist wie ein wacher Traum“ (S. 154). Zugleich versichert er Gerty von Hofmannsthal immer wieder seiner umfassenden Zuneigung: „Sei immer wie du willst, es ist immer recht, sei ein Damerl oder eine kleine leichtsinnige zärtliche Person, – meine Liebe umspannt dich so sehr“ (S. 412).

Besonders auffällig an ihrem brieflichen Austausch sind zum einen die Kosenamen, mit denen sie einander ansprechen. So nennt Hofmannsthal seine Gattin beispielsweise „Schatzi“ (S. 164), „Katzerl“ (S. 165), „Engerl“ (S. 166), „Weserl“ oder auch „Getzlein“ (S. 832) und verwendet insbesondere zu Beginn ihrer Beziehung die verkleinernde Anrede „liebes kleines baby“ (S. 17). Vor allem in dieser Phase nutzen sie zum anderen eine infantile Form der Kommunikation, die dem „Ton der Kindersprache abgelauscht“ (S. 894) ist. So schreibt Hofmannsthal beispielsweise am 19. Oktober 1902: „Denn wer schreibt Stücki, der hat Geldi; wer hat Geldi – [...] der muss kaufen Bildi“ (S. 179). Man reibt sich die Augen und mag kaum glauben, daß es sich dabei um ebenjenen Autor handelt, der just am *gleichen Tag* seinen berühmten **Chandos-Brief** in der Berliner Zeitung **Der Tag** veröffentlicht. Dieser befremdliche „baby-talk“ (S. 894) dient mitunter auch dazu, der Gattin einen kurzen Gruß zu übermitteln: „Ich nitti hab Lust zu schreiben gescheidtes Briefi“ (S. 199).

In den ‚gescheiterten‘ Briefen wird hingegen auch das Briefeschreiben selbst thematisiert. Die Kürze einer epistolaren Nachricht wird von Hofmannsthal etwa damit begründet, daß er während des gesamten Tages schon „wie eine verrückte Dichtmaschine“ (S. 214) geschrieben habe. An anderer Stelle heißt es allerdings, daß „man [...] eben nicht wie eine Maschine drei Acte herunterschreiben“ (S. 328) könne. Während des Ersten Weltkriegs kommt nicht nur die erhöhte Zustellungsdauer, sondern auch der Briefverlust zur Sprache: „das tut mir aber leid, dass meine langen Tratschbrieferln verloren sind. Der Krieg will halt nichts gemütliches“ (S. 552).

Wie Renner mit Blick auf das Ehepaar Hofmannsthal resümiert, sei diese Korrespondenz Ausdruck „ihres lebenslangen innigen Gespräches über so vieles – ausgenommen seine Autorschaft“ (S. 871). Diese Aussage ist insofern zu relativieren, als Hofmannsthal's dichterische Produktion und sein künstlerisches Selbstverständnis zumindest punktuell in seinen Briefen zur Sprache kommen. Während er ihr sehr früh von der Arbeit an seinem Einakter **Der weiße Fächer** (1897) berichtet – unter anderem mit dem Selbstlob: „Dichten thu ich sehr schön“ (S. 15) –, meint er im Oktober 1913, „[a]ls Dichter [...] seit 1–2 Jahren in eine ganz neue Epoche getreten zu sein“ (S. 440). Bemerkenswert ist zudem, wie deutlich ablehnend Hofmannsthal reagiert, als seine Gattin ihm die Anfrage übermittelt, er möge einen „Reiterliedtext“ (S. 570) verfassen. Daß überdies auch ihre Lektüren wiederholt Gegenstand ihres Austauschs sind, belegt exemplarisch der Brief vom 17. März 1901, in dem Hofmannsthal die Romane **David Copperfield** (1849/50), **Anna Karenina** (1875 - 1877) und **Madame Bovary** (1856) zu lesen empfiehlt.

Darüber hinaus erweisen sich die Briefe Hofmannsthal's als Darstellungsmedien, in denen die Begegnungen mit anderen Zeitgenossen thematisiert oder die Erkundung von fremden Städten und Ländern geschildert werden. In Rom fühlt er sich von der „Hässlichkeit“ des Peterdoms „deprimiert“ (S. 169), und in Neapel erlebt er einen derart heftigen Ascheregen, daß er ausruft: „Es ist einfach scheußlich!“ (S. 259) Eigens hervorzuheben sind die Reisen nach Griechenland im Mai 1908, die allerdings in einem „Desaster“ (S. 897) mündet, sowie nach Marrakesch im März 1925, von der er schreibt: „es ist schon ganz herrlich, dieses alte Afrika“ (S. 805). Ständiger Bezugspunkt bleibt für Hofmannsthal daneben die Hauptstadt Berlin, die ihm zunächst „fürchterlich groß“ (S. 25) erscheint, die er aber zunehmend als ‚schön‘ und ‚sympathisch‘ (S. 333) erlebt und die er schließlich als „belebende und aufheiternde Stadt“ (S. 596) beschreibt.

Während handschriftliche Korrekturen innerhalb der Briefe oder überlieferungsbedingte Beschädigungen direkt in den Fußnoten angezeigt werden (z.B. S. 403), folgen genaue Angaben zur Überlieferung der einzelnen Zeugnisse im Rahmen des Kommentars. Ferner werden dort ausgiebige Kommentare zu einzelnen Textstellen geboten, wobei sich die Erläuterungen vorwiegend auf die erwähnten Personen und Werke, aber auch auf Hofmannsthal's Reisen beziehen, die in ihrem zeitlichen und geographischen Verlauf präzisiert werden. Allein die mehr als 800 Textseiten, die dieser Editionsteil umfaßt, verdeutlichen die beeindruckende Erschließungsarbeit, die Giacomini geleistet hat. Zur Kontextualisierung wird nicht nur auf andere Korrespondenzen Hofmannsthal's, sondern auch vielfach auf die Briefe und Tagebücher seiner Zeitgenossen zurückgegriffen.

Das wird beispielsweise im Zusammenhang mit Hofmannsthal's Griechenlandreise deutlich, die Giacomini als „Enttäuschung“ (S. 1186) für Hofmannsthal bezeichnet. Die im Kommentar dargebotenen Dokumente verdeutlichen die erheblichen Spannungen, die aus dem direkten Umgang mit Harry Graf Kessler und Aristide Maillol resultierten und in deren Verlauf sich Kessler in seinem Tagebuch zu der Bemerkung versteigt, Hofmannsthal und ihn tren-

ne „vielleicht ein Rassenunterschied“ (S. 1187). An anderer Stelle macht der Kommentar deutlich, wie kriegsbegeistert sich beispielsweise Hermann Bahr mit Bezug auf den Ersten Weltkrieg geäußert hat (S. 1403) – wogegen Hofmannsthal auch die Kriegsgreuel reflektiert und resümiert: „Wir leben in einer Epoche, gegen die alles frühere, auch die napoleonischen Kriege, harmlos waren“ (S. 483). Im Kommentar wiederum wird detailliert nachgewiesen, über welche Presseorgane sich Hofmannsthal über die Kriegsergebnisse informiert hat (S. 1386 - 1388).

Nicoletta Giacon hat eine sorgfältig edierte und ausführlich kommentierte Edition der Ehebriefe von Gerty und Hugo von Hofmannsthal vorgelegt. Das instruktive Nachwort von Ursula Renner bündelt nicht nur die zentralen Aspekte des epistolaren Austauschs, sondern konturiert auch die in Briefen kenntlich werdenden Stimmungslagen Hofmannsthals, der gegen Ende seines Lebens zunehmend von „Sorgen“ (S. 853) geplagt wird. Ausgestattet ist die gelungene Briefedition überdies mit 68 Abbildungen, die unter anderem auf anschauliche Weise dokumentieren, welche Bildpostkarten Hofmannsthal eigens für seine Gattin ausgewählt hat.

Nikolas Immer

QUELLE

Informationsmittel (IFB) : digitales Rezensionsorgan für Bibliothek und Wissenschaft

<http://www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/>

<http://informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=13790>

<http://www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=13790>